

Manfred Bosch (Hg.)

»Denk ich an den Bodensee . . .«

Eine literarische Anthologie



 Südverlag

Manfred Bosch (Hg.)

»Denk ich an
den Bodensee . . . «

Eine literarische Anthologie



Auf die Ermittlung der Inhaber von Urheberrechten wurde größtmögliche Sorgfalt verwendet. Sollten trotz sorgfältigster Recherche in Einzelfällen dennoch Rechtsansprüche bestehen, so bittet der Verlag die Rechteinhaber freundlichst um Kontaktaufnahme.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-87800-063-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© Südverlag GmbH, Konstanz 2015

Ingresstexte, Textauswahl und Nachwort: Manfred Bosch

Einband, Layout, Gestaltung und Satz: Harald Braun, Berlin

Umschlagabbildung: Reinhard Schmid/Bildagentur Schapowalow

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Südverlag GmbH

Schützenstr. 24, 78462 Konstanz

Tel. 07531-9053-0, Fax: 07531-9053-98

www.suedverlag.de

Inhalt

Joseph Anton Koch:

„*Alles ist völlige Einheit im Mannichfaltigen*“* (1791) 11

Johann Michael Afsprung:

„*Ein Schauspiel, an welchem mein FreyheitsSinn sich herzlich ergötzet hat!*“* (1782) 16

Wilhelm Coxe:

„*Das Land ist ausserordentlich wild und romantisch*“* (1789) 19

Christoph Meiners:

*Bei der Genfer Kolonie in Konstanz** (1790) 22

Johann Gottfried Ebel:

„*... die unverdorbnen, aber rohen Naturkinder Appenzells*“* (1798) 26

Friederike Brun:

„*... diese aufgebirgten Pyramiden*“* (1791) 29

Friedrich Hölderlin:

„*Heimkunft*“. *An die Verwandten* (1801) 32

Arthur Schopenhauer:

*Am Rheinfall** (1804) 36

Hermann von Pückler-Muskau:

„*Der Rhein mit seinen blauen Fluthen strömt uns zur Seite*“* (1808) 38

| | |
|--------------------------------------------------------------------------|----|
| Ulrich Hegner: | |
| „... dergleichen man denn doch anderswo auch schon gesehen“* (1812)..... | 41 |
| Wassili Shukowski: | |
| „Doch das allerlieblichste Bild bot der See selbst“* (1821)..... | 44 |
| Karl Julius Weber: | |
| „Für einen See zu groß und für ein Meer zu klein“* (1826)..... | 46 |
| Gustav Schwab: | |
| „... auf diesen vom Dampf geflügelten Schiffen“* (1827)..... | 49 |
| Felix Mendelssohn-Bartholdy: | |
| „Wie Egypten nach den sieben Plagen“* (1831)..... | 55 |
| John Ruskin: | |
| „Weit über alles hinaus, was wir je gedacht und geträumt“* (1833)..... | 59 |
| James Fenimore Cooper: | |
| „Eine anmutigere Fabrt als diese lässt sich kaum denken“* (1836)..... | 62 |
| Victor Hugo: | |
| Seht nur die Mühe, die der Rheinfall sich gibt!* (1839)..... | 66 |
| Carl Spindler: | |
| „Auf dem Damm und auf der obern Mauer“ (1844/45)..... | 69 |
| Levin Schücking: | |
| „Im culturhistorischen Rayon der alten Meersburg“* (um 1850)..... | 72 |

| | |
|----------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Annette von Droste-Hülshoff: | |
| „Auch der See hat noch ein paarmahl sein Bestes gethan an Grüne und Schmelz“* (1843)..... | 76 |
| Gerard de Nerval: | |
| „Ach, all das war nur ein Traum und Erfindung“* (1851)..... | 80 |
| Andreas Oppermann: | |
| Ansichten aus Vorarlberg* (1859)..... | 83 |
| Franz Michael Felder: | |
| Im engen Tal der Bregenzer Ach* (1869)..... | 86 |
| Joseph Victor von Scheffel: | |
| Mettnaustimmung (1880)..... | 90 |
| Rainer Maria Rilke: | |
| Vision (1897)..... | 92 |
| Hermann Bahr: | |
| „Der Arzt schickte mich nach einer Anstalt am Bodensee“* (1912)..... | 94 |
| Julius Bab: | |
| Von Konstanz bis Memel (1913)..... | 97 |
| Otto Ehinger: | |
| Heiliges Land. Die Seele einer Zentrumsburg (1914)..... | 100 |
| René Schickele: | |
| Abschied unter Sternschnuppen (um 1920)..... | 103 |

| | |
|-----------------------------------------------------------------------------------|-----|
| Henry van de Velde: | |
| <i>Der Traum von einer „kleinen Kolonie der Freunde“*</i> (nach 1920)..... | 106 |
| Kurt Badt: | |
| „Die Natur dagegen war prachtvoll“* (1920)..... | 110 |
| Ernest Hemingway: | |
| <i>Winter in Schruns*</i> (nach 1920)..... | 114 |
| Wilhelm von Scholz: | |
| <i>Auf dem Eis*</i> (um 1920)..... | 117 |
| Alfons Paquet: | |
| <i>Rheinreise*</i> (1923)..... | 120 |
| Theodor Heuss: | |
| „Fromme Welt“ der Reichenau* (1927)..... | 123 |
| Bruno Goetz: | |
| <i>An den Grenzen</i> (um 1925)..... | 128 |
| Martin Andersen-Nexö: | |
| „Die Idee eines Verlages auf proletarischer Grundlage war gut“* (um 1925)..... | 131 |
| Wilhelm Schäfer: | |
| <i>Wahlheimat</i> (1931)..... | 136 |
| Rudolf Alexander Schröder: | |
| <i>Gruß an die Schweiz</i> (1932)..... | 139 |

| | |
|--------------------------------------------------------|-----|
| Leopold Ziegler: | |
| <i>Der Bodensee</i> (1935)..... | 142 |
| Klaus Mann: | |
| <i>Liechtenstein</i> (1933)..... | 146 |
| Norbert Jacques: | |
| <i>Hinterland eines Sees</i> (1935)..... | 149 |
| Carl Seelig: | |
| <i>Beim Wetterwart auf dem Säntis*</i> (1942)..... | 152 |
| Tami Oelfken: | |
| „Der Krieg ist vorbei!“* (1945)..... | 155 |
| Werner Finck: | |
| <i>33 Stunden in der Schweiz</i> (1945)..... | 158 |
| Hartmut von Hentig: | |
| <i>Unterwegs am Bodensee*</i> (1948)..... | 162 |
| Erich Kuby: | |
| <i>Die Opfer eines Paradieses</i> (1949)..... | 166 |
| Renate Schostack: | |
| „Hinter Überlingen blieben wir hängen“* (1953)..... | 172 |
| Wolf von Niebelschütz: | |
| „Da aber hingen wir bereits im Nichts“* (1953/54)..... | 176 |

| | |
|------------------------------------------------------|-----|
| Gerhard Nebel: | |
| „Der Zug, der mich zum Süden zieht“* (um 1955)..... | 181 |
| Enzo Posterivo: | |
| Stockach, meine Adoptivstadt (1960)..... | 187 |
| Niklaus Meienberg: | |
| „Die Deutschen konnten gestoppt werden“* (1975)..... | 192 |
| Dieter Kühn: | |
| Auf den Spuren Oswald von Wolkensteins* (1977)..... | 196 |
| Martin Walser: | |
| Jedem seinen See (1978)..... | 200 |
| Hermann Kinder: | |
| Der See „bat mich am Haken“* (1988)..... | 204 |
| Nachwort des Herausgebers..... | 207 |
| Quellennachweis..... | 212 |



Joseph Anton Koch

Der aus Tirol stammende Hobe Karlsschüler Joseph Anton Koch (1768-1839) unternahm im Frühjahr 1791 von Stuttgart aus eine Fußreise an den Bodensee. Die Schilderungen seines Tagebuchs verraten bereits den geschulten Blick des bedeutenden Landschaftsmalers, als der er in die Kunstgeschichte eingehen sollte. Der zweifache Hinweis auf die freie Schweiz lässt erkennen, wie sehr Koch von den Ideen der Französischen Revolution beeinflusst war: Wie Schiller neun Jahre zuvor, entzog er sich Ende 1791 der Karlsschule durch Flucht.



„Alles ist völlige Einheit im Mannichfaltigen“* (1791)

5. Tagreise, 30. April

Von dem Kloster Salmansweil zielten wir auf das am See liegende Dorf Uhl dingen. Der Weg dahin war äußerst unterhaltend, voll malerischer Abwechslung. Bald erschienen angenehme, zwischen Obstbäumen versteckte Dörfer, bald liebliche Haine. Endlich führt der Weg an der Seite eines Berges hinunter in das lieblich gelegene Dorf Uhl dingen, wo wir den großen, in mehrere Buchten sich teilenden See beinahe ganz vor Augen hatten. Wie erstaunten wir nicht, keinen einzigen Einwohner zu sehen, der uns über den See führen kann-

te. Wir warteten deswegen in dem ebenfalls fast ganz ausgeleerten Wirtshaus. Ich trank elenden Tiroler und noch schlechtern essigsauern Seewein. Endlich kamen die Einwohner des Dorfs mit Kreuz und Fahnen, mit Sang und Klang, gebetkauend von dem eine halbe Stunde entfernten Gnaden- und Wunderbild zurück. Wir gingen mit zwei Schiffern an das grünlicht blaue Wasser, bestiegen das mit köstlicher Appenzeller Butter beladene Schiff und ruderten schnell auf der Spiegelfläche des Sees, welcher das malerische Bild des lieblichen Gestades mit seinen Hainen und Städten und Dörfern zurückwarf. Die am See bergauf liegende Stadt Meersburg sieht ihrer erhabenen Lage nach Poussins Landschaften ähnlich. Überhaupt würden hier Vernet und Poussin, jeder in seiner Art, angemessene Nahrung für ihren malerischen Geist gefunden haben. Jetzt kamen wir in die Mitte des weit ausgedehnten Gewässers und sahen die nicht weit vom festen Land getrennte Insel Mainau mit dem darauf liegenden schön gebauten Schloß, welches auf einem windigten Hügel, umschattet und umduftet von Bäumen und Blumen, einen schönen Anblick gewährte. Wir sahen gegen Südost beinahe die ganze unermeßliche Länge und Breite dieses mit wallenden Schiffen belasteten Meers, an dessen südöstlichem Ende Lindau und Bregenz in luftiger, äußerst weiter Entfernung sich zeigten. Den ganzen südöstlichen und südlichen Horizont begrenzt das aus unzähligen Spitzen bestehende Alpengebirg, welches wir wegen der trüben, bis gegen Abend dauernden Wolken beinahe gar nicht sehen konnten. Rüstig peitschte unser nervigter Charon die sanft sich kräuselnden grünlicht blauen, in die Ferne hin wie Silber glänzenden Wellen. Das geflügelte Schiff brachte uns den helvetischen, tyrannenfreien Ufern immer näher, deren süßer Anblick entzückte. Warum mußte uns gerade damals der Himmel zürnen? Wie viel mehr hätte ich empfunden, wenn der holde Strahl der Sonne meinen Empfindungen neues Feuer gegeben hätte. Wir erreichten das Dorf Staad, wo wir an das Land stiegen und

frohen Muts die windige Berghöhe erstiegen. Da eröffnete sich mir eine unermeßliche Aussicht. Die wie Sterne glänzenden Dörfer lagen mannichfaltig an den begrasten bergigen Ufern dieses großen Gewässers zerstreut. Wer wollte die mannichfaltigen Farben und lieblichen Formen zählen und nennen, die sich vor meinen Füßen erhuben und stufenweis von dem nahen saftigen Grün der Bäume und Wiesen und den grünblauen Wassern allmählig und bescheiden sich in den Äther verlieren. Diese ungeheure Mannichfaltigkeit macht doch ein Ganzes, die ganze Natur verbindet sich schwesterlich, kein einziger Teil wird untreu, um nur für sich zu bestehen. Alles ist völlige Einheit im Mannichfaltigen. Die mit Wolken umhüllten und mit sibirisch-kaltem weißglänzendem Gewand umkleideten Alpen richteten ihre vom Alter ehrwürdigen Häupter gegen den beinahe auf ihnen ruhenden Himmel. Sie sorgen mütterlich für diese jungfräulichen Gegenden, sie befeuchten sie mit unzähligen Quellen und erbarmen sich dieses irdischen Paradieses, wenn es lange von verzehrender Sonnenhitze grausam gequält wird. Sie senden regenschwangere Wolken, welche mit ihrem wohlthätigen Tau Weinberge und Wiesen erquicken. Dies ist ein schwacher Schattenriß der erhabenen Naturszenen, die ich bewundernd anschaute. [...]

Diese ungeheure Mannichfaltigkeit macht doch ein Ganzes ..., kein einziger Teil wird untreu, um nur für sich zu bestehen.

Es war schon vier Uhr, wir noch in Ermatingen, und Stein am Rhein, wohin wir noch zu gehen im Sinn hatten, einige Stunden entfernt. Wir entschlossen uns daher, noch einmal die Reize einer Bodenseefahrt zu genießen. Zwei starke Seemänner rüsteten daher das schnell hingleitende Schiff, uns wurden Regendächer in die Hände gegeben, weil sich der Himmel immer noch gewaltig entschüttete; wir standen am Ufer, sahen noch einmal nach dem Dorf zurück, stiegen dann ein und verloren Ermatingen nach und nach aus dem Gesicht, das in ein regnigtes Grau zurückwich. Zu unserer größten

Freude ließ der Regen bald nach, der gütige Himmel klärte sich auf, und die Sonne zeigte sich bald wieder in ihrem strahlenden Glanz. Nun konnten wir wieder die weiteste Entfernung mit unseren Augen erreichen. Die Ausdehnung ist beim Zellersee nicht so groß wie bei dem eigentlichen Bodensee, aber dennoch ist sie groß genug, um schöne Aussichten zu gewähren. Der Zellersee ist fünf Stunden lang, gegen Westen teilt er sich in zwei Busen. Nachdem wir verschiedene Dörfer, die seine Ufer zieren, hinter uns gelassen hatten, erreichten wir das Städtchen Steckborn, welches hart an dem See an dem Fuß eines waldigten Bergs liegt. Wir schifften an seinen grauen Mauern vorbei und sahen es gar bald hinter uns in luftiges Grau gehüllt. Die Luft war windigt und sehr kalt. Einen artigen Kontrast machten unsere Schiffer mit uns. Wir krümmten uns zusammen, um uns wärmer zu machen, sie entkleideten sich, um sich abzukühlen. Bald unterbrachen die einsame Fahrt schwer beladene und mit großen Segeln bespannte Schiffe, die dem See neues Leben gaben. Aber auch sie verschwanden und nun gaben uns die lieblichen, abwechselnden Ufer Ersatz. Bald erscheint ein schön gebautes und von Despoten freies Dorf, auch hin und wieder ein alternder Turm oder ein von der Abendsonne rosenrot kolorierter, artig gebauter reformierter Tempel, welcher bald frei oder zwischen Gebüsch und lieblichen Hänen über einem grasreichen bewässerten Tale ruht. Die südlich den See begrenzenden Berge sind mannichfaltig gestaltet. Bald haben sie eine Krone von mannichfaltigen Bäumen und Gesträuchen, bald sind grüne Wiesen, mit kleinen einladenden Wässerchen durchmurmelt, ihr schönes Gewand. Zu Zeiten wird das das Aug ergötzende Grün durch Felsen unterbrochen, auf welchen die niedrigen Stauden nur guirlandenähnlich umherschleichen. Die Sonne begann unterzugehen. Sie verbarg sich hinter länglichte rosenrote Wolken und Berge, rötete noch die letzten Gipfel der ihr gerade entgegenstehenden, die entfernteren aber verbargen sich in neblichtiges Blau mit glänzendem

Silber erhöht. Ganz im Hintergrund zeigten die goldglänzenden Tyroler Alpen ihre beeisten Häupter in weiter Entfernung. Izt wurde alles dunkel bis auf die entfernten Schneeberge, welche ihr Licht noch lange behielten. Dämmerndes Blau deckte die ganze liebliche Natur. Dieses melancholische Dunkel war von der erhabensten Stille begleitet. Außer den gepeitschten Fluten stockte gleichsam jeder Puls der Natur, des Lichts beraubt, schien sie nun zu schlummern, und auch ich sehnte mich nun zur Ruhe. Unser Wunsch kam bald in Erfüllung. Ein fernes Licht belebte unsere Hoffnung, der See zog sich näher zusammen bis zu dem Ausfluß des Rheins, welcher aber hier noch sehr breit erscheint. Bei dem Dorf Steigen stiegen wir aus und verließen unsere rüstigen Seemänner. Wir verfolgten den Weg auf das eine halbe Stunde entfernte Stein am Rhein. Der Weg dahin ist angenehm, durchschnitten von bewässernden Bächen, welche sich in dunkles Gebüsch verkriechen und glänzend dem Rhein, wie Kinder dem Vater, zueilen. Ungeachtet wir nur einen grünen Fußpfad verfolgten, so kamen wir ohne zu verirren um zehn Uhr vor die Tore von Stein, welches Städtchen von dem Rhein durchströmt wird. Die Tore waren schon geschlossen. Wir stießen an dieselben, daß sie erzitterten. Der Torwächter wies uns ein gutes Wirtshaus, in welchem schon ruhige Stille zu herrschen anfang.



Wassili Shukowski

Der Dichter, Übersetzer und Hauslehrer am Zarenhof

Wassili Shukowski (1783-1852) war Testamentsvollstrecker Puschkins und setzte sich für die verfolgten Dekabristen ein. Von 1841 an lebte er in Deutschland; er verstarb in Baden-Baden.



„Doch das allerlieblichste Bild bot der See selbst“* (1821)

Ich traf nachts in Meersburg, einer Kleinstadt am Ufer des Konstanzer Sees, ein. Am nächsten Tag ging ich, nachdem ich gewartet hatte, bis die grösste Hitze vorbei war, um drei Uhr nachmittags ans Ufer; meinen Stuhlwagen hatte ich mit einer Fähre direkt nach Konstanz geschickt, selbst aber in einem kleinen Boot die Insel Mainau erreicht, die in der nördlichen Bucht des Sees liegt. Es war eine

*Vor meinen Augen
sah ich wie gerafft
die ganze Schweiz;*

stille Tageszeit, die Hitze aber war noch nicht vorüber; bald erhob sich ein günstiger Wind, die Ruderer hissten das Segel und legten die Ruder weg. Das Boot glitt reigungslos dahin, und ich, der ich im Schatten des Segels sass, hatte vor mir einen herrlichen Anblick: Vor meinen

Augen sah ich wie gerafft die ganze Schweiz. Ich sah plötzlich ihre drei Kantone Thurgau, Appenzell und Sankt Gallen; das Ufer, das

von überall zum See abfiel, war mit unzählig vielen Dörfern, Burgen, Häusern, Hainen, Weiden und Gärten übersät; die Ufer des Kantons Thurgau, die durch ihren Überfluss so schön sind, waren flach. Über Appenzell und Sankt Gallen erhoben sich die Alpen. Doch das allerlieblichste Bild bot der See selbst; unmöglich kann man mit Worten die unzähligen Schattierungen wiedergeben, in denen sich seine Oberfläche bietet und die sich bei jedem Lufthauch verändert, bei jedem Windzug, bei jeder die Sonne verdeckenden Wolke. Wenn der See ruhig daliegt, sieht man ein schwaches, leicht bebendes Türkisgrün; hier und dort zeigen sich violette Streifen, und ganz in der Ferne ein gleissendes hellgrünes Schillern. Wenn sich das Wasser kräuselt, erscheint die Tiefe der kleinen Wellen smaragdgrün, auf den Kämmen hingegen zeigt sich hellblauer Schaum mit gleissenden Funken und Sternen. Wenn aber eine Wolke die Sonne verdeckt, wird das Wasser, je nach der Färbung der Wolke, entweder heller oder blau oder es wirkt rauchfarben.



Levin Schücking

Levin Schücking (1814-1883) studierte Rechtswissenschaften, um alsbald zur Literatur hinüberzuwechseln. Heute verbindet man seinen Namen fast ausschließlich mit Annette von Droste-Hülshoff, die ihn förderte und ihrem Schwager Joseph von Laßberg als Bibliothekar empfahl. 1841 trat Schücking auf der Meersburg seinen Dienst an.



„Im culturhistorischen Rayon der alten Meersburg“* (um 1850)

Als ich [...] die Reise fortsetzte, die Bergstraße hinauf, über Freiburg, Donaueschingen, durch das Höhgau, machte mir, dem Flachländer, diese Welt des äußersten Südens von Deutschland einen lebhaften und bleibenden Eindruck. Für neue Naturscenerien ist mir immer die Eindrucksfähigkeit eines jugendlichen Gemüths geblieben, welches mit seiner Zugänglichkeit für alle Illusionen im Theater eine neue phantastische Decoration erblickt und aus dieser eine innere und symbolische Bedeutung herausfühlt, je nach der Handlung, welche sich vor derselben abspielt. Ich dachte in jeder an die Dramen der Geschichte, welche sich darauf abgespielt hatten oder hätten können – eine Gegend ohne historische Weihe war mir deshalb auch immer ziemlich interesselos, und ich habe nie den Wunsch empfunden,

neue, spät entdeckte Continente zu besuchen, während ich mich stets gesehnt habe, das alte Urland der Menschheit, das Wiegenland der arischen Stämme, den Ganges und das heilige Land Indra's zu sehen.

Solch eine Richtung konnte sich nur steigern und verstärken in der Welt, in welche ich gerieth und die mich fremd und doch so heimathlich anmuthete. Es war dunkel geworden, als ich, von dem reizenden alten Reichsstädtchen Ueberlingen herkommend, vor dem Posthaus im oberen Meersburg abgesetzt wurde; in nächtlichem Dunkel schon schritt ich über die Holzbrücke, welche über den tiefen, in die Felsen gehauenen Burggraben des alten Schlosses an das Burgthor führt. Unten in der Tiefe rauschte eine Mühle, glänzten die Lichter des am Seeufer liegenden unteren Theiles des Städtchens und drüber weithin leuchtete im Sternenlicht wie matter Stahl die Fläche des Bodensees. Ein alter Burgwart öffnete das Eingangspörtchen; sein Laternenlicht fiel in dem langen niederen Thorgewölbe, das ich betrat, auf eine Tafel mit einem großen Beil über einer ausgestreckten Hand und der Unterschrift „Burgfrieden“, und dann in die tückischen Augen eines schwarzen Hatzruden, der mich höchst mißtrauisch anschnupperte. In den Hof herab, der sich gegen den See hin öffnete, fiel der Lichtschein der erhellten Wohngemächer im ersten Stock des Burggebäudes; im Inneren führte eine Holzterrasse zu ihnen empor, und ich stand bald vor dem alten Freiherrn, dem letzten zum Ritter geschlagenen Manne im römischen Reiche und berühmt als „Meister Sepp von Eppishusen“ bei allen schwäbischen Geschichtsfreunden und bei allen Germanisten in deutschen Landen.[...]

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen – eine ganz fremde und eigenartige Welt; Naturscenerien großartigster Schönheit, beim volltönenden Klange großer Namen erstehende Gestalten der Vergangenheit; bei jedem

Es gab eine Welt von neuen Eindrücken zu verarbeiten in den nächsten Tagen – eine ganz fremde und eigenartige Welt ...

Anlaß sich ergebende bedeutungsvolle Beziehungen zu verehrten Männern der Gegenwart. Da war das schwäbische Meer, in dessen Fluth sich die Thürme des alten Kostnitz spiegelten wie das Gelände des blühenden Thurgaus, wie die Alpenkette der „sieben Kurfürsten“ und des Säntis; da unten links stiegen die blauenden Höhen des Vorarlberges und Räthiens auf, zwischen denen durch die Cäsa plana lugte, rosig im Abendroth verdämmernd, verlockend an die Zauber Italiens mahnend; da unten rechts glänzte die Mainau und barg sich dem Auge die Reichenau mit der Grabstätte eines deutschen Kaisers; Sanct Gallen, Hohenems, Lindau, Arbon, das Haus der gewaltigen Montfort, die Burgen der Werdenfels, die zahlreichen Sitze berühmter Minnesänger – das Alles lag in dem culturhistorischen Rayon der alten Meersburg, stand voran in den Interessen ihres Besitzers. Und die alte Burg selber, war sie nicht von Dagobert, dem Frankenkönige, gebaut, war nicht an ihrem uralten Belfried der Hammer Karl Martells zu sehen, hatte sie nicht zu dem Stammgut des hohenstaufischen Hauses gehört und war eine Zeit lang bewohnt worden von dem vielbesungenen jungen König Conradin, kurz ehe er sich rüstete zu seinem Zuge über die Alpen? [...]

Eine solche Umgebung war ganz geeignet, eine romantische Stimmung wachzurufen und mittelalterliche Schwärmereien zu entzünden, denen sich dann reichste Nahrung darbot in den Pfeilergetragenen Gewölben und runden Thurmzimmern der Burg, worin die Bibliothek Aufnahme gefunden hatte, welche neben dem berühmten Nibelungen-Codex, dem ältesten und reichhaltigsten aller, den die Germanisten mit dem Buchstaben C bezeichnen, als sei er der Codex par excellence, eine Anzahl anderer wichtigster Handschriften, klassischer Autoren, mittelhochdeutscher Dichter, Chroniken, Evangelien u.s.w. enthielt. Der alte Freiherr mußte nach solchen Schätzen sein Leben lang gefahndet haben mit dem Eifer eines Renaissance-Menschen, wie Aeneas Sylvius, Petrarca und Poggio Braccolini;

auch war fast sein ganzes Vermögen in diese Sammlungen gewandert, welche jetzt von nah' und fern, von zünftigen Gelehrten und Dilettanten in Alterthumskunde und germanistischer Wissenschaft besucht wurden, die, herzlicher Bewillkommung und gastlicher Aufnahme sicher, auf der alten Meersburg ein- und ausflogen wie die Schwalben, und denen der alte Herr mit rührender Unermüdlichkeit seine Unterstützung bei ihren Studien, seine Beihülfe aus dem reichen Schatze seines Wissens gewährte. [...]

Annette von Droste hatte ich auf der Meersburg in einem runden Thurmgemach, rechts vom Eingange in die Burg, installiert gefunden, wo sie, von den Wohngemächern der Familie entfernt, wie eine einsame Thurmschwalbe träumend, sinnend, selten mit irgend einem nöthigen Briefe oder irgend etwas Anderem beschäftigt – „faul wie ein invalider Mops,“ sagte sie von sich selber – ihre meisten Stunden zubrachte. „Meine Schwester will mir auf meine Bitte“, hatte sie darüber in einem ihrer Briefe gesagt, „ein ganz abgelegenes Zimmer in ihrem alten weiten Schlosse, worin sich doch die wenigen Bewohner verlieren wie einzelne Fliegen, einräumen, ein Raum so abgelegen daß, wie Jenny einmal hat Fremde darin logiren und Abends die Gäste hingeleiten wollen, sie Alles in der wütesten Unordnung und die Mägde weinend in der Küche getroffen hat, die vor Grauen daraus desertirt waren.“ Hier wäre denn volle Muße und Ruhe gegeben gewesen, ihren westfälischen Roman, das Buch „Bei uns zu Lande auf dem Lande“, wie sie beabsichtigte, zu Ende zu bringen. Aber sie zog es vor, zu sinnern, zu träumen, und wenn es hoch kam, einen nöthigen Brief in die Heimath zu schreiben, am Vormittag einmal eine kleine Reise über allerlei Corridore und Treppen in meinen Bücherthurm zu unternehmen und nach Tisch die Haupttagesaufgabe zu erledigen, den vom Arzt vorgeschriebenen weiten Spaziergang, auf dem ich sie dann begleitete, über die Höhen oder am Seeufer entlang.

Annette von Droste-Hülshoff

Die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff (1797-1848) kam durch die Heirat ihrer Schwester Jenny mit Joseph von Laßberg auf die Meersburg, wo sie von 1841 an vorwiegend lebte. 1843 erwarb sie dort mit dem Erlös eines Gedichtbandes das sogenannte Fürstenhäuschen. Aus ihrer Meersburger Zeit stammen viele ihrer Gedichte und Briefe – wie der nachfolgende an Elise Rüdiger in Münster.



„Auch der See hat noch ein paarmahl sein Bestes gethan an Grüne und Schmelz“* (1843)

Meersburg den 18ten NOVEM 43

Sie sind jetzt wohl ganz gewiß wieder in Münster, lieb Herzchen, und so gehe ich denn an meine liebste Beschäftigung, die Ihnen zu schreiben. – Ich bin indessen noch keinen Tag von Ihnen getrennt gewesen, alle Nachmittage um drey (außer vorgestern wo es hart regnete) habe ich an unserem Strande gesessen, der mir durch Sie so lieb geworden ist, daß keine andere Erinnerung neben Ihrem lieben Gesichtchen dort ein Haarbreit Raum findet. – Es hat mich ein paarmahl selbst überrascht, wenn beym zufälligen Zurückblicken mir Einer meiner alten Lieblingsplätze ins Auge fiel, wie ich so alle Tage

dran her trotte, als wärens Laternenpfähle oder Rebstöcke, O VANITAS VANITUM! – Ich habe auf unserm Kiesgrund noch schöne schöne Dinge gesehn, und das Herz hat mir ordentlich geblutet daß Sie nicht da waren, – zweymahl ein Alpenglühn, wogegen das frühere gar nicht in Betracht kam, die ganze Alpenkette wie rothes Eisen, und sonst noch prächtige mir ganz fremde Beleuchtungen, Z.B. einmahl die Kuppen der Berge ganz dunkelviolet, der Fuß ebenfalls, und um die Mitte ein breiter Wolkengürtel, in dem das Abendroth den brennendsten Purpur wiederstrahlte, und der wie ein Lavastrom in allen Tinten wallte, es war unbeschreiblich schön und fremdartig! – auch der See hat noch ein paarmahl sein Bestes gethan an Grüne und Schmelz, und einen Sturm habe ich erlebt, o einen Gros papa aller Stürme! und habe Gott gedankt daß ich ihn allein überstehn mußte, – es war in der zweyten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spatziergang, weit über Haltenau hinaus, gemacht, und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach, – ohne Regen nur Sturm, aber um Berge zu versetzen, – bey jedem Ruck faßte er mein dickes wattirtes Kleid, und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan in die Reben flüchten mußte, wo ich mich kümmerlich an den Pfählen fortlawirte bis Haltenau und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Ueberstürzen, was sich wahrscheinlich eher mitleidswerth als graziös mag ausgenommen haben, die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem „b'hütis Gott! b'hütis Gott!“ gar nicht aufhören, und meinte, sie würde jetzt „um fünf Gulden nicht über die Mauer nach Meersburg gehn“ – was half das Alles! ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüthen draußen mit jeder Minute ärger wurde, – so gieng ich wieder los, und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinauf zu arbeiten, wo ich, schlimmsten Falls, doch nur bis in die nächsten Rebpfähle geschleudert werden konnte, – freylich, wens mit VEHEMENCE geschah,

immer gefährlich genug, und zudem hätte ich, wie sie wissen, Klippenwände passiren müssen, – vielleicht wars gut daß der Versuch mislang, – es war keine Möglichkeit, bey jedem Schritt höher konnte mich der Wind derber packen, ich mußte mehr kriechen als gehn, und bey jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden, – also wieder bergab! – doch blieb ich zwischen den Reben, etwa dreißig Fuß über dem Mauerwege, – es war eine gräuliche Arbeit, – ich habe über eine Stunde gebraucht, – die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen, und wartete die Pausen der Stöße ab, um dann zehn oder zwölf Schritte voran zu arbeiten. – was wir zusammen erlebt haben kann Ihnen nicht mahl einen schwachen

... aber der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff

Begriff davon geben, – aber der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davon vorher keinen Begriff gehabt, – die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und ich wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springwellen, die unter mir wie eine endlose Reihe FONTAINEN aufstiegen, und zwar nicht wie wir es kennen nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken, niederplatschten, so daß ich nach ein paar Minuten

keinen trocknen Faden mehr am Leibe, und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelt hatte, der mich niederzog wie Bley. – Ich kann Ihnen sagen, Elise, daß ich froh war, als ich das Thor über mir und meine bedenkliche Fahrt sich in eine klatrige durch die Unterstadt verwandelt hatte. – noch einmahl hatte ich einen schweren Stand, die Stiegen hinauf, wo der Wind wieder alle Macht hatte, und besonders auf der langen schmalen Brücke über den Mühlrädern, wo ich einmahl keinen andern Rath wuste als mich platt hinzuwerfen, und doch wohl herab geweht wäre, wenn nicht der Müller, der auch grad genöthigt war die Brücke zu passiren, mich am Boden festgehal-

ten und dann auch die letzte Stiege hinauf geleitet hätte; Als ich ins Schloß kam, schnatternd, und einen nassen Streifen hinter mir lassend wie ein geschwemmter Hund, ward ich auch empfangen wie ein armer Hund, – es mislang mir in mein Zimmer zu schlüpfen, Laßberg stand zufällig im oberen Flur, und erhob ein solches Geschrey, „Um Gotteswillen! wo kommen Sie her! was haben Sie gemacht! was denken Sie auch!“ daß ich gleich auf eine sehr unerwünschte Weise EN FAMILLE gerieth, – Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber doch sogleich, daß ich bey ganz leidlichem spazierfähigem Wetter ausgegangen sey, – Laßbergen konnte ich mich nicht begreiflich machen, er war tauber wie gewöhnlich, und ich habe ihn mitten in seinen EXCLAMATIONEN über meine Unvernunft müssen stehn lassen, denn mich fror erbärmlich – Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Thee, nahm mich dann beym Arm, und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette, – meinen dicken Rock habe ich acht Tage lang nicht anziehn können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen. – Da mir das Abenteuer nicht geschadet hat, ists mir doch lieb den See einmahl in seiner tollsten Laune gesehn zu haben, um so mehr da es nur für einmahl im Leben ist, denn ein anderes Mahl werde ich mich hüten! – ich mag die Lachsforellen und Gangfische viel lieber essen als von ihnen gegessen werden, und es würde mir sogar nur wenig Trost bringen, wenn statt ihrer meine Lieblinge die Möven mich aufpickten. – Am nächsten Tage hörten wir von vielem Unglücke am See, – einem untergegangenem Schiffe, und einigen einzeln Verunglückten. – und mit dieser Trübsal muß ich für heute schließen, denn es schlägt eben Acht, gute Nacht, lieb Herz, bis morgen, ich wollte Sie träumten von mir.



Hermann Bahr

Der gebürtige Österreicher Hermann Bahr (1863-1934) war ein einflussreicher Essayist, Kritiker, Dramatiker und Romancier. Der streitbar-umstrittene Wortführer so mancher literarischen Strömung zwischen Naturalismus und Expressionismus sah sich selbst rückblickend als „intellektuellen Adabei“. Einem ärztlich verordneten Aufenthalt am Bodensee entfloß er ans Meer nach Dalmatien.



„Der Arzt schickte mich nach einer Anstalt am Bodensee“* (1912)

Wenn dann im Februar plötzlich manchmal nachts ein warmer Wind über den Acker fliegt, daß man aus dem Schlaf ans Fenster fährt, als hätte drunten im Garten das Glück gerufen, das Glück selbst mit seiner wilden Stimme, wie mit Peitschenknall, wenn das bange Stöhnen in den nackten Ästen ist, wenn die Wolken, wie tolles Vieh, in Angst und Entsetzen durcheinander rennen, dann kann ich nicht mehr, dann weiß ich sonst gar nichts mehr, dann bin ich überall bis an den Rand von Gier voll, Gier nach dem Meer, nach unserem blauen Meer in der Sonne.

Immer um diese Zeit. Wenn man am Zittern der kahlen Äste merkt, daß schon das Blut in ihnen schlägt.

Und dann steht wieder jene Zeit in mir auf, jene dunkle Zeit vor fünf Jahren. Da war ich am Tode, die Kraft entsank meinem Herzen. Der Arzt schickte mich nach einer Anstalt am Bodensee. Ganz einsam saß ich dort, in Erwartung. Schnee. Sturm. Nebel. Und kein Atem. Und die Furcht. Damals habe ich das Wort Trübsinnig verstehen lernen. Und Schleimsuppe. Und kein Mensch. Vita minima, innen und außen. Und kein Schlaf. Da saß ich und sah dem Nebel zu. Mein Kopf sah zu, mein Kopf lebte noch; sonst war ich abgestorben. Einmal las ich damals, Konrad Ferdinand Meyer habe von seiner Mutter gesagt, sie sei „heiteren Geistes, traurigen Herzens“ gewesen. Dies traf mich so, daß es mir geblieben ist. Es war wie von mir gesagt. Traurig hatte ich das Herz, den heiteren Geist focht es nicht an. Ich las den ganzen Tag. Um abends kein Wort davon zu wissen. Ich konnte zuletzt nicht mehr durch das Zimmer gehen. Da sagte der Geist zu mir: Das blaue Meer! Und der Geist gebot mir zu fliehen. Ich gehorchte. Ich fürchtete den Tod gar nicht mehr. Nur voll Angst war ich, das blaue Meer nicht mehr zu sehen. Das blaue Meer noch einmal zu sehen war alles, was ich wußte. Das hatte ich noch zu tun. Dann war's gut. Dann meinetwegen –.

So floh ich. Ich erinnere mich noch an den merkwürdigen Abend im Inselhotel in Konstanz. An diesem Tag war der Frühling angekommen. Der See glänzte, weiß flog sein Schaum auf. Das Inselhotel ist ein altes Kloster, Dominikaner haben hier gehaust. Ich war der einzige Gast. Da saß ich, ließ mir Rheinwein bringen und rauchte große Zigarren. Ich fand, daß alles, was es auf der Erde gibt, wunderschön ist; und als hätte ich das noch gar nicht gewußt, sondern eben jetzt erst entdeckt. Und ich dachte mir, daß kein Mensch sterben kann, so lange er noch mit seinen Augen sieht, wie schön die Welt ist; er darf nur die Augen nicht sinken lassen. Da hörte mein Herz auf, so traurig zu sein. Am anderen Morgen mußte ich früh heraus. Noch war die

*In Geheimnissen
standen die Bäume
des Stadtgartens,
die Umrisse der
alten Häuser.*

Nacht übrig, als ich zum Schiff ging. In Geheimnissen standen die Bäume des Stadtgartens, die Umrisse der alten Häuser. Nun hatte ich im Hafen zu warten. Der Horizont war wie ein großer schwarzer Ring. Gaslicht, elektrisches daneben, grünes und rotes an schwanken Schiffen und an der Bahn, durch weißen Nebel glühend. Die Uhr der Station und noch eine andere Uhr am Ufer wie zwei große böse Monde. Und der stille Morgenstern. Und plötzlich ein Blitz, erst violett dann rot, die Sonne kommt, die Nebel fallen, es lacht der Tag. Da fuhr ich über den hellen See.



Julius Bab

Den Bodensee könnte Julius Bab (1880-1955) schon zu seinen Zürcher Studienzeiten bald nach der Jahrhundertwende kennengelernt haben. Der Dramaturg und Verfasser von Schriften über das Theater war vor 1933 neben Alfred Kerr einer der maßgeblichen Theaterkritiker der Weimarer Zeit.



Von Konstanz bis Memel (1913)

Als der Dampfer weich und wuchtig durch die blauen Wasser des schwäbischen Meeres davonrauschte und das Münster von Konstanz langsam am Horizont schwand – weisse Städte blinkten vom Ufer, Hügel hoben sich dahinter und hinter den Hügeln die mächtigen Berge – da sah ich plötzlich die endlose braune Fläche vor mir, kahl, rauh, unbewohnt, durch die mich gerade vor Jahresfrist der Personenzug gerüttelt hatte, gerade vor Jahresfrist, als ich nach Memel fuhr, dieser letzten der deutschen Städte. Eine letzte war ja dies Konstanz, über die Bodenseegrenze zwischen Schweizer Gebiet geschoben, auch. Und zwischen diesen beiden deutschen Städten, dieser südwestlichsten, jener nordöstlichsten – zwischen beiden liegt Deutschland.

Damals, nach Memel, war ich aus Berufsgründen gefahren; dass ich heute nach Konstanz kam, war ein Stück meiner Sommererho-

die vielen Berggänger und Fotografen, die ihm durch ihre Zudringlichkeit die Arbeit oft sauer machen. Diese beschäftigt ihn täglich ungefähr sechzehn Stunden lang. Die erste Meldung wird um 6 ½ Uhr mitteleuropäischer Zeit an die Armeewetterwarte durchgegeben. Dann folgen fünf weitere Meldungen, die zwischen der Armee, dem Flugplatz Dübendorf und der meteorologischen Zentralanstalt in Zürich ausgetauscht werden. Die letzten Beobachtungen gehen um 21 ½ Uhr weiter; aber sie dienen nur noch zur synoptischen Auswertung. Zu alledem braucht es ein kompliziertes Instrumentarium und genaue Kenntnis der fünfundvierzig Wolkenarten des in fünfhundert Ziffern aufgeteilten internationalen Wetterkodexes, damit die Meldungen praktischen Wert haben. Während all dieser Aufklärungen ist Robert still auf dem Sofa gesessen. Aber als wir durch den Schnee zum Gasthof abwärtsstampfen, sagt er: „Jetzt haben wir statt der Aussicht in die Berge eine ebenso interessante Aussicht in zwei Menschenschicksale gehabt!“



Tami Oelfken

Die Bremer Pädagogin und Schriftstellerin Tami Oelfken (1888-1958) ging, nachdem die Nationalsozialisten 1934 ihre Privatschule geschlossen hatten, zunächst ins Exil nach Frankreich. Von dort kehrte sie 1939 nach Deutschland zurück, weil sie nicht „draußen sein“ wollte, wenn man ihr „Haus beschmutzt“. Von den Behörden bearwöhnt, verfolgt und schließlich mit Schreibverbot belegt, befand sie sich nun ständig auf der Flucht, die sie durch ganz Deutschland und 1943 an den Bodensee führte. Hier erwartete sie voller Sehnsucht die Stunde der Befreiung.



„Der Krieg ist vorbei!“* (1945)

Der zögernde Herbst entfernt sich jeden Tag um einen weiteren Schritt. Er wirft noch einen abschiednehmenden Blick auf die letzten Äpfel, die der Obstpflücker nicht erreichte, und auf die Sonnenblume, die neben der Garage steht und aus der die Meisen die Samen schon zur Hälfte herausgepickt haben. Die Kartoffelfeuer auf Alt-Birnu sind schon verglommen. Abends machen wir uns bereits ein kleines Holzfeuer, denn es riecht nach Winter. Wenn Julia die Vorhänge zuzieht, jagt sie die letzten Fliegen hoch. Der Herbst ist wieder vorbei.

Noch einmal, wie zum Abschied, versucht anderntags die herbstliche Sonne, das Land zu erwärmen. Unter Amanns Nußbaum liegt

zerfetztes graues und grünes Laub. Erwin hat Nüsse geerntet. Wir werden in die Stube geschickt, wo wir Most trinken und Nüsse knacken. Auf dem Heimweg riechen wir die Kühe, die unten am Hang, Nußdorf zu, grasen. Das letzte der Tiere bleibt stehen und wendet den Kopf nach uns. Der Hof ist verwaist. Der Bauer wurde noch zu den Soldaten gerufen.

Von Zeit zu Zeit hört man über den See dumpfes, bedrohliches Rollen. Es wiederholt sich immer mehr und folgt immer schneller aufeinander. Das Schlachtfeld ist uns näher gerückt, viel näher, als wir wissen dürfen. An der burgundischen Pforte wird gekämpft. Wir hören seit zwei Jahren jeden Abend den englischen Sender und wissen genau, wie nahe das Ende ist und wie sicher es auf uns zukommt.

Vor einer Woche sind Greise und Kinder abtransportiert worden, um in Ostpreußen und im Breisgau zu schippen. Es ist der Wahnsinn selbst, der jetzt ausgebrochen ist. Was können Greise und Kinder noch anderes tun, als sich wie eine Herde von Schafen für ihren Führer hinschlachten lassen? Hier hat man uns von einem vierzehnjährigen Buben erzählt, der mit Begeisterung mitgezogen ist, weil seine vergiftete Phantasie ihm vorspiegelte, er und seinesgleichen seien dazu auserlesen, das Vaterland zu retten. [...]

Der Donner der Geschütze nähert sich schnell. Eben noch schien er von fern her über die Weite des Sees zu rollen. Doch plötzlich vernimmt man deutlich das Krachen von Einschlägen. Und nun wälzt sich der Krieg in unsere Welt. Der Himmel ist leuchtend blau, die Apfelbäume stehen in vollster Blüte. Trotz der Schrapnellexplosionen, trotz des Maschinengewehrgeknatters und trotz der daherrollenden Panzer bleiben wir auf der Terrasse sitzen. Es ist unwahrscheinlich, wie sehr sich unser Gemüt an den Zustand des totalen Krieges gewöhnt hat. Nur der noch nicht einjährige Dackelscotch Nussi zieht sich nervös unter die Bank an der Hausmauer zurück,

*Mein Gott!
Nun sollten sie sich
doch ergeben!*

sinn selbst, der jetzt ausgebrochen ist. Was können Greise und Kinder noch anderes tun, als sich wie eine Herde von Schafen für ihren Führer hinschlachten lassen? Hier hat man uns von einem vierzehnjährigen Buben erzählt, der mit Begeisterung mitgezogen ist, weil seine vergiftete Phantasie ihm vorspiegelte, er und seinesgleichen seien dazu auserlesen, das Vaterland zu retten. [...]

von wo aus er mich anklagend anschaut.

Eine Viertelstunde lang ist ein Höllenlärm. Gerüchte gehen durch die Häuser: Unten in der Stadt brennt es, der Museumsgarten steht in Flammen!

Mein Gott! Nun sollten sie sich doch ergeben!

Qualm breitet sich in dicken Wolken über der Stadt aus. In den Kriegslärm hinein bricht jäh eine überraschende Stille, so daß wir den Birnbaum leise rauschen hören. Unten auf der Nußdorfer Chaussee rollen mit rotglühenden Augen die ersten französischen Spähwagen heran, vorsichtig und ab und zu feuern. Irgendwo schreit jemand: „Fahnen heraus!“

Wir laufen nach oben und hängen ein Bettuch aus Peters Zimmer. Im Feigenbaum auf der Terrasse befestigen wir meinen weißen Kittel. Ein Panzerwagen nach dem andern rattert dahin. Der Krieg ist vorbei! [...]



Werner Finck

Das Kriegsende sah den Kabarettisten und Schauspieler Werner Finck (1902-1978) nach seiner Entlassung aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft gelegentlich am Bodensee. Eine hindernisreiche Fahrt von Konstanz nach Zürich entpuppt sich als Reise in eine andere Welt.



33 Stunden in der Schweiz (1945)

Dienstag, 12.07

Es hat zuletzt doch noch alles geklappt. Ich bin drüben. Drüben heißt Kreuzlingen. Kreuzlingen in der Schweiz ist gleichsam der Villenvorort von Konstanz in Deutschland. Von der Kreuzlinger Straße in Konstanz zur Konstanzer Straße in Kreuzlingen (ich nehme jedenfalls an, daß die von Kreuzlingen nach Konstanz führende Straße drüben entsprechend Konstanzer heißt), also von dieser Kreuzlinger Straße – zwei Schlagbäume quer über dem Fahrdamm unterbrechen sie – das mögen zehn Schritte sein. Drei oder vier tut man bis zum Zollhaus auf der linken Seite. Die nächsten Schritte muß man erst einleiten: Geldkontrolle, Gepäckkontrolle, Papierekontrolle. Aber dann sind's nur noch wenige Schritte rüber zum entgegengesetzten Bürgersteig, dort ist das offizielle Löchlein, durch das der Fußgänger in das moderne Paradies einschlüpfen kann.

12.11

Das allererste, was mir von der Schweiz – vertreten durch den Zöllner – überreicht wird, sind – Lebensmittelkarten.

„?“ sage ich. „!“ nickt er: „Ihr denkt immer, uns fehlte es an nichts in der Schweiz“, fügt er hinzu. Fast, als wäre er beleidigt, daß sein Land in der Teilnehmerliste am Rennen um das europäische Elend fehlt. Nun sind aber im Gegensatz zu den deutschen Lebensmittelkarten, die kleinlich bis aufs einzelne Gramm, engherzig wie ihre Felder, unnachsichtig und unbarmherzig wirken, diese zierlichen schweizerischen Mahlzeitenkupons die großzügigsten, weitherzigsten und mildesten der Welt. Ihrer zwei in der Hand des Kellners erschließen die ellenlängste Speisekarte des vornehmsten Restaurants, ziehen mühelos die fettübrigen Kraftbrühen heran, werden mit den massivsten Rumpsteaks fertig, zählen kein Ei nach in den Omeletts und feilschen nicht um ein halbes Pfund Zucker mehr in der Süßspeise.

12.15

Gute Menschen, Schweizer, heißen mich freundlich Platz nehmen in ihrem schönen Automobil. Am Abend zuvor hatte ich sie in Konstanz bei Freunden kennengelernt, heute fahren sie ohnehin nach Zürich.

Bescheidene Menschen, haben sie mich leider gebeten, ihren Namen bei Gelegenheiten, wie eben der jetzigen, nicht zu erwähnen. Gegen die Abkürzung O. werden sie aber doch nichts haben. (Daß einer sich das nachfolgende „nken“ ergänzen kann, ist wohl nicht anzunehmen.)

12.16

Verstauen meiner beiden Stahlhelme. (Sie haben sich nicht verlesen.)

Oh, Treppenwitz, daß gerade ich Stahlhelme in die Schweiz bringe. Der liebenswürdige französische Theater-Offizier hatte mich aber darum gebeten, sie ins Schauspielhaus mitzunehmen.

12.18

Was, meinen Sie, bekomme ich als Wegzehrung in die Hand gedrückt? Ausgerechnet Bananen. Aber ich erkenne sie gleich wieder! Ich stopfe das süße, leicht matschige Fruchtfleisch behutsam in die erstaunte Mundhöhle. Die schlappen und kraftlosen Schalen werfe ich in den Fahrtwind. Die Tüten aber falte ich behutsam zusammen, glätte sie und verwahre sie, zur Verwunderung meiner Fahrgastgeber, in der Brieftasche (Altpapier.)

12.25

Das Folgende muß jetzt drehbuchmäßig dargestellt werden.

Groß: Zwei zarte Fingerspitzen im eleganten Handschuh halten ein Praliné.

Schnitt

Groß: Meine Augen (große Augen). In sie hinein kopiert in der Art der sich verwischenden Erinnerungsbilder Engels-Chöre, tanzende, singende Kinder.

Ton: Äolsharfe langsam anschwellend.

Halbnah: Ich beiße hinein in das schokoladene Ereignis.

Ton: Geben Sie acht, es ist — —

Bild: Kamera schwenkt auf's Revers. Ein süßes Pfützchen bildet sich. Überfluß. (Symbolisch)

Ton: (ich) „Zu spät, gnädige Frau. Daran muß ich mich erst wieder gewöhnen, daß solche Sachen Inhalt haben.“

Bild blendet langsam ab.

12.55

Man gewöhnt sich so schnell an alles. Auch anders herum. Gnade oder Fluch? Jedenfalls höre ich (um mich herum liegen blaue, violette, grünseidige, rosarötliche Staniolkleidchen) mich auf einmal sagen: „Warum diese Fabriken immer so ein Durchschnittszeug zum Füllen nehmen. Martell, das wäre das richtige!“

Sind wir Menschen so? Wir sind so — !

13.15

Wir sind so nahe an Zürich herangekommen, daß ich meine Brille abnehme. Eine Schutzmaßnahme. Es soll mich immun machen gegen den sinnverwirrenden Zauber der Züricher Schaufenster. Ich bin — Gott sei Dank, sage ich, in diesem Falle — kurzsichtig. Und vorsichtig.

13.30

„Na, und abschließen?“ frage ich meinen freundlichen Wagenbesitzer, als wir geparkt haben und uns zum Gehen anschicken. Es ist ein unbewachter Platz. Allein im Heck, im Kofferraum, dessen gewölbten Deckel er nur zugeklappt hatte, lagen vier reizende gelbe Lederkoffer. Reizend besonders für diejenigen, die keine haben. Aber er lacht nur über meine Warnung: „Glauben Sie, daß hier etwas wegkommt?“

Ich glaube es fest. Ein Aberglaube. Als wir nach Stunden zurückkommen, finden wir alles in bester Ordnung wieder. Armes Deutschland. Da kann man diesen schönen Glauben nicht haben. Da müssen die Dinge, die Autos, die Reifen, die Koffer und alle abschraubbaren Teile selber dran glauben. Schweiz! Voilà! Sagt das nicht alles?

*Armes
Deutschland.
Da kann man
diesen schönen
Glauben nicht
haben.*



Renate Schostack

*In den Jugenderinnerungen der Journalistin und Schriftstellerin
Renate Schostack (* 1938) erscheint der Bodensee der Fünfzigerjahre als
Ersatz für das Mittelmeer.*



„Hinter Überlingen blieben wir hängen“* (1953)

Bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr verbrachte ich die Ferien zu Hause. Das war Anfang der fünfziger Jahre nichts Schlimmes. Die Klassenkameraden hielten es ebenso. Wir trafen uns im Schwimmbad, machten Radtouren zu bestimmten Wiesen an der Enz, der Nagold, der Würm, Schwarzwaldflüsschen, die an Stellen, die man kennen musste, gestaut waren oder natürliche Gumpen hatten, so dass man darin schwimmen konnte. An den Wochenenden fanden familiäre Picknicks an diesen Gewässern statt. Freie Tage waren eben dazu da, um zu baden. Die Welt zu sehen, das lag noch jenseits unseres Horizonts.

1953 passierte der Quantensprung. Der Gemeindepfarrer lieh der Familie ein Zelt für die Ferien aus. Ich wusste sofort, wo wir hinfahren sollten: an den Bodensee. Der Bodensee war damals das Traumziel der Urlauber, zumindest der süddeutschen, die es nicht

an die Nordsee zog, ein Meer-, ein Mittelmeerersatz.

Die Vorbereitungen für die Reise glichen den Präparationen für eine Expedition. Wir waren sechs Personen, Eltern und vier Kinder, das jüngste drei Jahre alt. Eine besondere Freizeitausrüstung besaßen wir nicht. Gerade hatten wir den Hansa, der noch aus den dreißiger Jahren stammte, gegen einen schwarz glänzenden Borgward ausgetauscht, was dafür spricht, dass die unmittelbaren Notjahre der Nachkriegszeit für die Familie vorüber waren.

Das hieß jedoch noch lange nicht, dass wir nun Geld gehabt hätten. Für Ferien schon gar nicht. War Geld da, so wurde es in den Aufbau des Geschäfts gesteckt. Das Zelten bot die einzige Möglichkeit, in die Ferne zu schweifen. Und für die Eltern, die häufig sagten, dass ihnen die Nazis die Jugend gestohlen hätten, war es ein romantisches Nachholen früherer Zeiten.

Berge von Wolldecken, Kapokmatten, die sonst als Matratzenschützer auf den Bettrosten lagen, kamen gut verpackt auf den von einem kleinen Geländer eingefassten Gepäckträger, die Dachkrone, wie man damals sagte. Aus Nesselschlafsäcken und Stoffresten waren bunte Tischdecken mit passenden Servietten genäht worden. Die Küchenausrüstung bestand aus unserem Alltagsgeschirr, Porzellan-tassen mit blauen Streublümchen, den halb tiefen großen Tellern des Ess-Service, einer unzerbrechlichen silbernen Kaffeekanne, Silberbesteck. Seltsam nahmen sich daneben die verbeulten Aluminiumtöpfe, eine angeschlagene schwarze Kasserolle aus, Gebrauchsgegenstände aus der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Ein kleines, an den Rändern gezacktes Foto hält das Datum des Aufbruchs der ersten Ferienreise fest: „25. Juli – Froher Abschied von den Großeltern“. Wie es Abenteurern ansteht, hatten wir keinen bestimmten Zielort vor Augen. Hauptsache, der Vater wusste, wie man zum Bodensee fuhr. Er brauchte dafür keine Karte. Es gab noch

*... Zelten bot die
einzige Möglichkeit,
in die Ferne zu
schweifen.*

keine Autobahn, also kamen mehrere Landstraßenvarianten in Frage. Er wählte die Route Pforzheim–Freudenstadt–Schramberg–Tuttlingen–Stockach, eine Strecke, die ich in den folgenden Sommern immer wieder gefahren bin. Wie wunderbar, wenn nach vier, fünf Stunden Fahrt der magische Wasserspiegel des Sees auftauchte. Bis heute ist mir die Ortsdurchfahrt von Ludwigshafen am äußersten Westzipfel des Überlinger Sees vertraut, leicht abfallend mit einem charakteristischen Knick im Ortszentrum. Von dort an geht es am Seeufer entlang.

Hinter Überlingen blieben wir hängen. Seefelden hieß der Weiler, er war winzig, bestand hauptsächlich aus der gotischen Kirche mit dem kraftvollen, von einem Pultdach abgeschlossenen Turm, dem

*Die Morgen-
toilette, auch das
Zähneputzen, fand
im See ... statt.*

riesigen spätbarocken Pfarrhaus und einem Bauernhof mit grünen Fensterläden, dessen fast ans Wasser grenzende Wiese es uns antat. Bäume standen darauf und Büsche mit Beeren sowie ein paar Zelte. Campingareale mit sanitären Einrichtungen, Sperrschranken und ausgewiesenen Plätzen gab es damals noch nicht. Man zeltete,

nach Rücksprache mit dem Bauern, dem Förster, wo es einem gerade gefiel. Die Bezahlung war Verhandlungssache oder ins Belieben der Urlauber gestellt.

Unsere Wiese gehörte dem Fischer Maier. Manchmal trafen wir ihn frühmorgens, wie er mit seinem Ruderboot vom See zurückkam mit Netzen voll glänzender zappelnder Fische. Sein Haus, in dem sich vor Jahren ein feines kleines Landhotel etabliert hat, stand damals den ganzen Tag offen. Es war erlaubt, dort das Klosett zu benutzen. Nachts ging, wer's nötig hatte, ins Gelände. Die Morgentoilette, auch das Zähneputzen, fand im See unter einer großen hängenden Weide statt. Beim Essen diente die Dachkrone als Tisch; Holzklötze waren die Sitze. Der Fischer gab uns Stroh, mit dem wir das Zelt auslegten. Denn einen Gummiboden hatte es nicht.

Dieses Zelt, ein Rundzelt, in dem leicht ein Dutzend Camper hätten schlafen können, machte uns ein bisschen Kummer. Es hatte nämlich, wohl weil es nicht sachgemäß getrocknet und gelagert gewesen war, Stockflecken, durch die, wenn es regnete, das Wasser tropfte. Es war ein wunderschöner Sommer. Doch in diesem Juli 1953 in Seefelden gab es jede Nacht heftige Gewitter. Die beiden jüngeren Geschwister wurden zum Schlafen ins Auto gelegt; die anderen rückten im Zelt dort zusammen, wo es die wenigsten Stockflecken gab. Nass wurden wir dennoch.

Es war damals nicht üblich, im Urlaub viel in der Gegend herumzufahren. Man suchte sich einen Ort, der einem gefiel und ließ fortan das Auto stehen. Wir gingen zu Fuß zum Einkaufen, alle zusammen, da verteilten sich die Lasten. Abendspaziergänge führten zur pappelbestandenen Landspitze von Oberuhldingen oder in die entgegengesetzte Richtung zur Birnau, wo sich die Wallfahrtskirche weiß schimmernd über Obstwiesen und Weinbergen erhob. Von dort oben betrachtet lag der See wie ein aufgeschlagenes Buch im Kranz seiner Ufer. Bis heute halte ich das für eine der schönsten Landschaften auf Erden.



Martin Walser

*Das Werk keines andern Autors steht so für den Bodensee wie dasjenige von Martin Walser (*1927). Der See bestimmt nicht nur Walsers Romanwerk, sondern auch zahlreiche seiner Essays, Hörspiele und Reden.*



Jedem seinen See (1978)

Der See ist das Allgemeine. Auf dem Wasser gelten Hoheitsrechte. Am Wasser ist die Rechtslage unklarer als das Wasser selbst. Naturwissenschaftler sind weiter gekommen als Politiker. Wenn man an den See gekommen wäre im Jahr 8000 vor Christus, allein, vorausgeschickt von einem allmählich nach Süden drängenden Stamm, wenn man, der Schussen oder der Argen folgend, auf den See gestoßen wäre und hätte als erster hinausgesehen auf die blaugrüne schwankende Sache, die drüben von horizontbreiten Wald- und Wiesenbergen begrenzt wird, auf denen dann noch die Alpengipfel wie gewaltige Steinbüsten stehen, wenn auf einmal so überraschend viel sichtbar geworden wäre – Mörike wird das einmal so sagen: *Fern, doch deutlich dem Aug' im Glanz durchsichtiger Lüfte* –, dann wäre in dem einen Augenblick sicher eine Empfindung geboren worden, die jetzt, rund 10000 Jahre später, Ergriffenheit genannt wird. Der bis zum Rand baumbestandene und fischvolle See hätte keinem gehört damals.

Dann folgt aber sofort die Geschichte; wenn auch nicht mit Pfahlbauten, so doch mit Kelten, Römern, Germanen. Schließlich werden es Nationen. Die teilen sich den allgemeinen See. Für alle Beteiligten bleibt der See Rand, Grenze. In der Zeit, in der Politik nötig wird, sind die Verkehrsverhältnisse der Natur noch nicht gewachsen. Der See trennt eher als er verbindet. Nur die Sprache reicht um ihn herum. Es gab Äbte, Ratsherren, Unternehmende, die das Wasser für Handel und Wandel durchkreuzten. Aber noch im 15. Jahrhundert stößt man z. B. auf den Ausdruck: *uf dem fryen Bodensew*: das bezeichnet die Zwischenzeit, in der die Ufer ringsum schon irgendwelchen landinneren Zentren verpflichtet sind, die Hoheit des Wassers aber noch sich selbst überlassen war. Sobald man dem Wasser technisch gewachsen war, teilte man es auf. Hoheitlich. An Gemeinwesen. Daß die Uferschönheit begehrenswert ist, wird erst im 19. Jahrhundert entdeckt. Von besonderen bürgerlichen Exemplaren. Die angeblich weltabgewandten Mönche haben auch da eine Ausnahme gemacht. Abt Ulrich Rösch hat anno 1483 versucht, seinen Mönchen die Verlegung des Klosters von St. Gallen auf die Hänge über dem See bei Rorschach schmackhaft zu machen; und zwar in diesem Stil: Item fürpindigen guton natürlichen gesunden Lufft, und mit Lust zu sehen den gantzen bodensee, und alles das darumb gelegen ist, beide lennder, schloß und stett, ennet und hie, diset, wyt und prait, desglichen man an vil enden nitt funde. Was er nicht schaffte, gelang seinem Salemer Kollegen, Anselm II., der anno 1740 in seinen Sommersitz Birnau einziehen konnte, um von einem Juwel aus ins andere zu schauen. Das waren Ufer- und Seeblick-Avantgardisten. Jahrhunderte voraus. Dem von nichts als Arbeit lebenden Bauern war eine Uferwiese noch im Jahr 1950 einfach eine saure Wiese, also mindere Qualität. Zugereiste haben den Wohnwert der Ufer entdeckt. Von 1850 bis 1950. Danach setzte der allgemeine Run ein. Aber davor

Zugereiste haben den Wohnwert der Ufer entdeckt.

waren's den Städten Entflohene. Verbitterte Professoren aus Berlin. Melancholische Fabrikanten aus Reutlingen. Kaffeehändler, die großenwahnsinnig aus den Kolonien zurückkehrten. Jugendstilbefallene Frauen, die sich in Worpswede nicht durchsetzen konnten. Pensionierte Marineärzte, die ihre Frauen lebenslänglich vertröstet hatten. Sängerinnen, denen in München alle Felle weggeschwommen waren. Adelige Offiziere, denen man in der Welt das Kinn weggeschossen hatte. In Berlin verhöhnte Lyriker. Erfinder, die sich dem Lärm, den ihre Erfindungen in der Welt machten, entzogen. Dichter, die glaubten, das gehöre zu ihrem Beruf. Resignierte Homosexuelle. Pädagogen, die darauf warteten, daß man sie in Stuttgart vermissen werde. Von Großdeutschland angewiderte Intellektuelle. Flüchtlingsgegend sind wir seit langem. Nach 1945 kamen wieder andere. Jetzt griffen auch die Einheimischen zu. Zimmer mit fl.k.u.w. Wasser. Und das in einem Häuschen am See. Da war die Pension gesichert. Von aus-

*Privateigentum
ist eine heilige Kuh.
Gemeinwohl gern
ein Lippengebet.
Das ist alles ganz
und gar legal.*

wärts kamen und kommen jetzt keine so phantastischen Leute mehr. Die neueren Ankömmlinge wirken eher, als hätten sie in der Welt mit irgendetwas Erfolg gehabt und könnten jetzt hier herum jeden Preis bezahlen. Als das Ufer dann zu und verbaut war, kommt in die Länderverfassungen, daß der See allen zugänglich sein soll. Die Verwirklichung tut sich schwer. Privateigentum ist eine heilige Kuh. Gemeinwohl gern ein Lippengebet. Das

ist alles ganz und gar legal. An der Legitimität dieser Legalität wird allerdings von Jahr zu Jahr mehr gezweifelt. Es ist das erklärte Ziel der Verwaltungen, die Ufer zu öffnen. Jährlich werden ein paar hundert Meter Ufer der Öffentlichkeit zurückgegeben. Der Tag, an dem der angepriesene Bodensee-Rundweg ein Uferweg sein wird, könnte noch vor Ende dieses Jahrhunderts anbrechen. Wenn ... wenn es gelingt, ein paar Vorurteile zu entspannen: der See ist das Allgemeine. Wasser kann man so wenig besitzen wie Luft. Das meint übrigens

auch das Naturschutz-Gesetz des Freistaates Bayern. Meistens folgt dann der Weg der Geschichte der stärkeren Tendenz. Wäre es wirklich ein solches Unglück, wenn in einer Demokratie die ausschlaggebende Tendenz Demokratisierung wäre?



Hermann Kinder

„Fremd dabei“ – auf diese Formel hat Hermann Kinder (*1944) sein zwiespältiges Verhältnis zum Bodensee gebracht. Er kam Mitte der Sechzigerjahre an die neu gegründete Universität Konstanz, wo er bis 2008 als Akademischer Rat lehrte.



Der See „hat mich am Haken“* (1988)

Trotzdem ist es auch mein Bodensee. Er hat mich am Haken. Schwer zu erklären, was diesen See-Rausch begründet. Es hat etwas mit der Schönheit der Landschaft zu tun, gewiß. Aber worin besteht diese Verbindung von Seelenwünschen und Landschaft? Schön ist ja nur das Wort dafür, daß Landschaft seelisches Wohlbehagen herauslockt. Es hat etwas mit der sanften Abgerundetheit dieser Landschaft zu tun; etwas mit der Sämigkeit der Luft; etwas damit, daß man sich hier einbilden kann, man lebte in einem alten Bild oder in einem Heimatroman, in einem wunderbaren Film. Man braucht ja nur in die Dörfer im Hinterland zu gehen, um diesem sentimental Wunsch nach Heilheit und Geborgenheit freien Lauf lassen zu können: die großen einsamen Fachwerkhöfe auf den Terrassen über dem See, die Dörfer in Mulden, noch ohne Neubausiedlungen und deswegen unverwechselbar, die Wirtschaften mit Stubenfliegen, die langen leeren

Wanderwege, wo du Grüezi sagst oder Grüß Gott, wenn du mal einen triffst, der dann vielleicht stehen bleibt und sagt: „So?“ Und er will was hören, aber du hältst lieber den Mund, willst dich nicht als Preuße enttarnen.

Es hat etwas zu tun mit der Lust, übers Wasser zu blicken, mit den sanften Wassergeräuschen. Doch gibt es manches davon anderswo auch. Aber eins hat mein Bodensee allen voraus: die ungeheure Lebendigkeit, diese Wechsel von Landschaften und Menschen, die völlige Uneinheitlichkeit – und doch vereint, verbunden durch den See. Mein Bodensee ist spannend. Er läßt mich neugierig Dazugekommenen immer Neues entdecken an Natur und Kultur. Schiller hat einmal Schönheit dargestellt als Wellenlinie, die das Hektische des Zickzacks und das Ruhige der geraden Linie vereine. Mein Bodensee ist diese Wellenlinie: dauernde Abwechslung, zusammengefaßt durch den See.

Das fängt schon beim See selber an. Natürlich ist es immer derselbe See; aber immer ist er anders. Der klare Wintersee mit seinen Eisrändern ist anders als der trübe, volle Sommersee. Der weiße Morgendunst macht den See anders als der rötliche Abenddunst, durch den die Goldfisch-Schiffe ziehn. Der See wechselt seine Farbe rasch und launisch wie eine frühere Dame ihre Kleider, alle Schattierungen von Grau, Grün, Blau, selbst weiß ist er manchmal. Einmal ist er uferlos, dann läßt er verschwommene Hügelkämme zu, dann wieder protzt er mit seinem weiten Alpenpanorama, bevor es wieder untergeht in einem dieser gewaltigen Gewitterstürme, die den See wild und grünweiß machen, bis er zur Nacht hin wieder ruhig liegt zwischen den Lichtergirlanden, die übers Wasser Fäden ziehen. Der Bodensee ist keine Landschaft, er ist eine Sammlung von Landschaften, die nur der See zusammenhält. Da sind die zersiedelten und flachen Flußlandschaften von Rhein, Thur, Schussen, der Salemer Aach; die

... daß man sich
hier einbilden
kann, man lebte
in einem alten
Bild oder in einem
Heimatroman ...

Bilderbuch-Allgäu von Süßenmühle, auf dem Bodanrück, zwischen Ravensburg und Lindau; die Tobel- und Waldgebirge des Seerückens, des Gehenbergs, des Schienerbergs; die Hochebenen hinter Heiligenberg; die alpinen Andeutungen von Pfänder und Kaien; der ziemlich herbe Hegau. Der Untersee ist anders als der Überlinger See, beide anders als der Obersee, und der mal so, mal so. Als ginge man, je nach Gegend, Tages- und Jahreszeit durch ein Museum prächtiger Landschaftsbilder der verschiedensten Maler, zum Verücktwerden schön, und immer wieder der See, man bleibt an jedem Aussichtspunkt stehen und dreht sich nach dem See um, dem großen Magneten, der alles bindet.



Nachwort des Herausgebers

„Über den See ist schon viel zu viel geschrieben worden“. Wollte man die Feststellung, die Arnold Stadler einmal getroffen hat, ernst nehmen, wäre sie nicht zuletzt auf die Vielzahl jener Textsammlungen zu beziehen, die spätestens seit Wilhelm von Scholz' repräsentativer Anthologie „Der See“ vor nun bald einem Jahrhundert erschienen sind – mithin auch auf den vorliegenden Band. Der Herausgeber könnte es sich freilich leicht machen und Hermann Kinder mit seinem Bekenntnis „Der See ‚hat mich am Haken‘“ vorschieben. Hier der paradoxe Befund reichlich vergossener Tinte bzw. malträtiertes Tasten; dort die Erfahrung, dass die Beschäftigung mit diesem Gewässer, das – „für einen See zu groß und für ein Meer zu klein“ (Karl Julius Weber) – mit seiner Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit etwas Unabschließbares hat. Beide Aussagen besitzen ihre eigene Stimmigkeit. Was also kann dieser neuerliche Versuch, eine „literarische Summe“ dieser Landschaft auszuweisen, bieten, was darf man sich von ihm erhoffen?

Das Profil dieses Bandes bestimmt sich nicht zuletzt aufgrund des gewählten zeitlichen Rahmens von 250 Jahren, der der Sammlung zugrunde liegt. Denn das ausgehende 18. Jahrhundert, mit dem der Band einsetzt, war die Zeit, da – unter anderem als Spätfolge von Hallers Epoche machendem Gedicht „Die Alpen“ (1729) – im Geist von Aufklärung und einsetzendem Tourismus auch der Bodensee vermehrt in den Blick geriet. Dies war bis dahin eher fallweise (oder aufgrund geschichtlicher Ereignisse, wie etwa dem Konstan-

zer Konzil, auch einmal gehäuft) geschehen; nun jedoch setzte eine „dichtere“ und kaum jemals mehr abreißende Überlieferung ein. Dabei stand der Bodensee zunächst eher am Rande des Interesses, denn die Grand Tours englischer Pairs, französischer bzw. russischer Aristokraten oder abenteuernder Amerikaner wurden keineswegs seinetwegen unternommen. Es war vielmehr die relative Nähe des Bodensees zu den Alpen, die ihn im Zuge der in Mode kommenden Gattung „Reisebericht“ vermehrt in den Blickpunkt rückte. So ist es auch kein Zufall, dass die ersten Beispiele unserer Sammlung sämtlich dem schweizerischen Ufer gelten. Dies umso mehr, als zu den Verfassern von Schweiz- und Alpenreisen noch die „Verfassungstouren“ kamen – von den Ideen der Französischen Revolution beeinflusste und befeuerte Republikaner, die in den antifeudalen Verhältnissen der Schweiz und hier vor allem in den beiden Halbkantonen Appenzell ihre republikanischen Ideale verkörpert sahen.

Kulturgeschichtlich gesehen war es zunächst ein „fremder Blick“, der auf die Bodenseelandschaft fiel. Dieser dominierte die „Bodenseeliteratur“ umso mehr, als die bis ins 20. Jahrhundert hinein ländlich-kleinstädtisch dominierte Bodenseelandschaft ein eigenes literarisches Leben, eine nennenswerte Autorenschaft erst mit einiger Verzögerung hervorbrachte. Was jener fremde Blick konstatierte, war zunächst einmal viel Vergangenheit, glückhafte Rückständigkeit und „nichts als Landschaft“ (Norbert Jacques). Denn die Bodenseeregion, an der Nahtstelle dreier nationaler Peripherien gelegen, war seit dem ausgehenden Mittelalter in den Windschatten der gesellschaftlichen Entwicklung geraten. Es kann deshalb nicht wirklich verwundern, dass im Mittelpunkt der immer beliebteren Gattung Reisebrief und -bericht gemeinhin die landschaftliche Schönheit, die als Kontrast empfundene Idylle stehen. Je nach Aufenthaltsdauer und Fähigkeit zur Einlassung ging es dabei nicht immer ohne Klischees

und Ungenauigkeiten ab – so wollen, von manch anderer Unstimmigkeit und falschen Beobachtung abgesehen, etliche Autoren sogar von Konstanz oder Meersburg aus in der Ferne Lindau und Bregenz ausgemacht haben. Eine andere Eigenart des „fremden Blicks“ fiel dem Winterthurer Ulrich Hegner auf. In seinem Roman „Molkenkur“ verwies er allzu erhitzten Verfassern von Reisehandbüchern ihre Unart allzu lauthals bekundeter Emphase und Schwärmerei: „[...] ist es nicht unerträglich“, fragt er, „keine halbe Stunde zurückzulegen [...], ohne von Aufforderungen zu ‚weiten, prächtigen, herrlichen Aussichten, Standpunkten, reizenden und außerordentlichen Naturscenen‘ unterbrochen zu werden, dergleichen man denn doch anderswo auch schon gesehen [...]. Fühle, empfinde, phantasie man meinetwegen so viel man wolle [...], nur sei man sparsam mit Aufforderungen, Anleitungen und Fingerzeigen dazu, denn diese sind gerade das Gift jedes wahren Gefühls“. Der Nutzen solchen Rats lässt sich etwa am Beitrag Gerard de Nervals in diesem Band bemessen.

Damit soll keineswegs der fremde gegen den heimischen Blick ausgespielt werden – mit beiden kann man ebenso „schief liegen“, wie sich mit beiden der Wirklichkeit nahe kommen lässt. Erst im „stereoskopischen“ Zusammentreffen beider gewinnt auch diese Landschaft an Tiefenschärfe. Bewusst wurden in diesem Band deshalb Fremd- und Eigenblick zusammengeführt und aufeinander bezogen, auch wenn Letzterer aus den genannten Gründen erst für das 20. Jahrhundert wirklich zum Tragen kommt. Was auf diese Weise in den Blick gerät, ist so etwas wie die Entstehung des Bildes der Bodenseelandschaft selbst, ja recht eigentlich dessen „Biographie“: Die zahllosen Darstellungen und Beschreibungen des Bodensees wie die vielfältigen Spuren, die Dichter hier hinterlassen haben, gehen in diese Landschaft mit ein, werden Teil ihrer Kultur und tragen

zu ihrer Vielfalt und einem kaum auszuschöpfenden Reichtum bei.

Ein Kanon von Seetexten war es mithin nicht, der den Herausgeber zu dieser Sammlung bewogen hat, obschon sie selbstredend manches präsentiert, was man von einer solchen Zusammenstellung erwarten darf. Das Augenmerk lag vielmehr auf einer Mischung bekannter mit entlegenen, vergessenen Texten aller Gattungen – wie Gedicht und Reportage, Brief und Reisebericht, Erzählung und Porträt, Essay und Erinnerung. Damit sollte für alle Ufer ein facettenreiches Bild des Bodensees und seines Hinterlands entstehen, das auf Landschaft und Geschichte ebenso gerichtet ist wie auf die Kultur und Lebenswirklichkeit der Bewohner. Den Texten hat der Herausgeber jeweils knappe Einleitungen vorangestellt, die Hinweise und Erläuterungen geben auf den zeitgeschichtlichen Kontext und Motive des Autors, auf seinen Erfahrungshintergrund oder die Erwartungen, die ihn dabei geleitet haben mögen.

An wen sich dieser Band richtet? An Leser, die hier leben, wie solche, die es, aus welchen Gründen, hierher zieht: Gäste, Zugezogene, Zuziehende, Freunde des Bodensees. Die Auswahl erfolgte mit Rücksicht auf Vielfalt und Herkunft der Autoren und Autorinnen und war bestrebt, die zeitliche Streuung der Texte mit der Mannigfaltigkeit der Genres, Aspekte und beschriebenen Teillandschaften miteinander in Einklang zu bringen. Um ihrer „Historizität“ willen, und um den älteren unter ihnen ihre „Atmosphäre“ zu belassen, wurden die Texte grundsätzlich in der Schreibweise der ihnen zugrunde liegenden Quellen belassen. Bei Ausschnitten aus längeren Texten hat der Herausgeber in der Regel einen eigenen Titel gewählt, den er mit einem Sternchen versehen hat; wo dieses fehlt, handelt es sich um den Originaltitel des Autors. „Denk ich an den Bodensee ...“, der Titel der vorliegenden Anthologie, entstammt einem Konstanz-Gedicht von Oswald von Wolkenstein.

Neben Prof. Ulrich Gaier und Berthold Luick, beide Konstanz, die mir in manchen Sachfragen behilflich waren, gilt der Dank von Herausgeber und Verlag allen, die dem Abdruck von Texten zugestimmt haben. Trotz größtmöglicher Sorgfalt ist es nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber von Urheberrechten ausfindig zu machen. Sollten mögliche Rechtsansprüche bestehen, so bitten Herausgeber und Verlag die Rechteinhaber freundlichst um Kontaktaufnahme.

Konstanz im April 2015

Manfred Bosch

Quellennachweis

- Joseph Anton Koch, aus: Max Schefold (Hg.), Die Bodenseelandschaft. Alte Ansichten und Schilderungen. Sigmaringen: Thorbecke 1970
- Johann Michael Afsprung, Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft. Hg. Thomas Höhle. Leipzig: Koehler & Amelang 1990
- Wilhelm Coxe, Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz. Bd. 2. Zürich: Orell, Geßner, Füssli 1791
- Christoph Meiners, Briefe über die Schweiz. Dritter Theil. Berlin: Spener 1784-1790
- Johann Gottfried Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Bd. 1: Leipzig 1798
- Friederike Brun, Prosaische Schriften. Zweytes Bändchen. Zürich: Orell, Füssli & Comp. 1799
- Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. 6 Bde, Bd. 2. Stuttgart: Kohlhammer 1953
- Arthur Schopenhauer, aus: Ernst Ziegler, Arthur Schopenhauer. Seine Reisen an Rhein und Bodensee, in: Schriften des Vereins des Bodensees und seiner Umgebung H. 129 (2011)
- Hermann von Pückler-Muskau, Reisetagebücher und vermischte Aufsätze. Hg. Ludmilla Assing, Hamburg: Hoffmann & Campe 1873
- Ulrich Hegner, Die Molkenkur. Roman in drei Teilen. Zürich: Schweizer Verlags-haus 1981
- Wassili Shukowski, Auszüge aus einem Brief über die Schweiz, nach: Jewgeni Netscheporuk (Hg.), Die russische Entdeckung der Schweiz: Ein Land, in dem nur gute und ehrbare Leute leben. Zürich: Limmat 1989
- Karl Julius Weber, Reise durch das Großherzogtum Baden. Neudruck der Ausgabe 1826. Stuttgart: J. F. Steinkopf 1979
- Gustav Schwab, Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Stuttgart/Tübingen 1827

- Felix Mendelssohn-Bartholdy, Reisebriefe aus den Jahren 1830 bis 1832. Hg. Paul Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig: Hermann Mendelssohn 1862
- John Ruskin, Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung. Bd. VI: Praeterita, Tl. 1. Leipzig: Diederichs 1903
- James Fenimore Cooper, Streifereien durch die Schweiz. Berlin 1836
- Victor Hugo, Der Rheinfluss von Schaffhausen, nach Bodenseebuch 1929
- Carl Spindler, Die Schwertbergers. Konstanz: Faude 1982
- Levin Schücking, Lebenserinnerungen. Breslau: S. Schottländer 1886
- Annette von Droste-Hülshoff, Sämtliche Briefe. Hist.-krit. Ausgabe. Hg. Winfried Woesler. München: dtv 1996
- Gerard de Nerval: Romantische Bodenseereise, in: Die Erzählung I (1947), H. 5
- Andreas Oppermann, Aus dem Bregenzer Wald. Breslau: Trewendt 1859
- Franz Michael Felder, Aus meinem Leben. Neudruck. Lengwil: Libelle 2004
- Joseph Victor von Scheffel, Warum küssen sich die Menschen? Trinkpoesie und Kater-Philosophie des Meisters Josephus vom Dürren Aste, Trompeterstücklein, Vagantepisteln, Polizei-Poesie und Gaudeamus-Blödeleien gesammelt und empfohlen von Klaus Oettinger und Helmut Weidhase. Konstanz: Faude 1986
- Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke Bd. 3, Frankfurt/M.: Insel 1959
- Hermann Bahr, Dalmatinische Reise. Berlin: S. Fischer 1912
- Julius Bab, Das Erwachen zur Politik. Berlin: Oesterheld & Co. 1920
- Otto Ehinger, Heiliges Land, in: März 8 (1914) H. 27
- René Schickele, Werke Bd. 3. Hg. Hermann Kesten. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1959
- Henry van de Velde, aus: Hans Curjel (Hrsg.), Henry van de Velde. Geschichte

- meines Lebens. © 1962 Piper Verlag GmbH, München
- Kurt Badt, „Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt“. Erinnerungen an den Bodensee. Hg. Manfred Bosch. Konstanz: UVK 2012
- Ernest Hemingway, aus: Ernest Hemingway, Paris – ein Fest fürs Leben. Deutsche Übersetzung von Annemarie Horstschitz-Horst. Copyright © 1965, 1977 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
- Wilhelm von Scholz, Der Bodensee. München: Georg Müller 1921
- Alfons Paquet, Der Rhein. Eine Reise. Frankfurt/M.: Societätsverlag 1923
- Theodor Heuss, Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder. © 2002, Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
- Bruno Goetz, Der Gefangene und der Flötenbläser. Heidelberg: Lambert Schneider o. J.
- Martin Andersen-Nexö, aus: Martin Andersen-Nexö, Jeanette. Erinnerungsroman. Aus dem Dänischen von Karl Schodder. © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 1964, 2008
- Wilhelm Schäfer, Wahlheimat. Frauenfeld: Huber & Co. 1931. © Jürgen Schweier Verlag, Kirchheim unter Teck
- Rudolf Alexander Schröder, aus: Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. III: Die Aufsätze und Reden. © Suhrkamp Verlag Berlin und Frankfurt am Main 1952. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.
- Leopold Ziegler, in: Frankfurter Zeitung, 14. November 1935
- Klaus Mann, Liechtenstein (1933), aus: Helga Keiser-Hayne, Beteiligt euch, es geht um eure Erde. Erika Mann und ihr politisches Kabarett „Die Pfeffermühle“ 1933-1937. Texte, Bilder, Hintergründe. Copyright © 1995 by Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
- Norbert Jacques, Der Bodensee hintenher-

- um ...: 33 kulturhistorische Skizzen. Hg. Josef Hoben. Uhlidingen: de scriptum 1995
- Carl Seelig, aus: Carl Seelig, Wanderungen mit Robert Walser. © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1977. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.
- Tami Oelfken, Das Logbuch – Fahrt durch das Chaos. © Verlag der Nation, Berlin/Husum 1955
- Werner Finck, 33 Stunden in der Schweiz, aus: Werner Finck, Alter Narr – was nun? Die Geschichte meiner Zeit. © 1972 F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
- Hartmut von Hentig, Fahrten und Gefährten. Reiseberichte aus einem halben Jahrhundert 1936-1990. © Carl Hanser Verlag München 2000
- Erich Kuby, nach: Süddeutsche Zeitung 1949 (genaues Datum nicht eruiert)
- Renate Schostack, Erst in Loano war alles anders, nach: F.A.Z. vom 9. September 1999. © Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv
- Wolf von Niebelschütz, Auch ich in Arkadien. Respektlose Epistel an die Freunde. Zürich: Haffmans 1987
- Gerhard Nebel, Orte und Feste. Zwischen Elm und Esterel. Hamburg: Hoffmann & Campe 1962
- Enzo Posterivo, nach: Allmende 14 (1994), H. 42/43
- Niklaus Meienberg, Aufenthalt in St. Gallen (670 m.ü.M.). Eine Reportage aus der Kindheit, aus: Niklaus Meienberg, Reportagen, Bd. 1. © by Limmat Verlag, Zürich
- Dieter Kühn, Ich Wolkenstein. Biographie. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1996
- Martin Walser, aus: Martin Walser, Heimatlob. Ein Bodensee-Buch. © Insel Verlag Frankfurt am Main 1998. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Insel Verlag Berlin.
- Hermann Kinder, nach: Fremd. Daheim. © Edition Isele, Eggingen 1988

Die Bilder, die der Bodensee in uns hervorruft,
sind vielgestaltig und wandelbar. Davon handelt diese
Textsammlung. Ihr besonderes Augenmerk gilt dem
Blick, den der See, seine Landschaft und Bewohner vom
ausgehenden 18. Jahrhundert bis heute auf sich gezogen
haben: Ist ein gewisser Realismus, ja eine kritische
Innensicht eine Eigenschaft Ansässiger? Und neigt der
fremde Blick eher zur Verklärung? Antworten darauf bieten
die ausgewählten Texte – für alle, die den See lieben
und neu entdecken wollen!



ISBN 978-3-8780-0063-1



9 783878 000631

 Südverlag